



Der Kuss und der Tod – Von Menschen und Vampiren

Das zärtliche, spielerische Beißen an der Kehle, wie es beim erotisch aufgeladenen Kuss vorkommen kann, scheint direkt aus dem Tierreich zu stammen: Wenn der Gepard der Gazelle, die er gerade erwischt hat, die Kehle durchbeißt, tut er das mit exakt der gleichen Bewegung, nur eben tödlich. Auch beim Biss des Vampirs – jedenfalls so, wie er meist dargestellt wird – sind Zärtlichkeit und Grausamkeit scheinbar nicht zu trennen. Meist von schräg hinten oder von der Seite kommend, beugt er sich über den Hals seines Opfers, das mit dem zurückgelegten Kopf eine passiv-hingebende Position einnimmt.

Auch hier scheint die Natur das Vorbild zu liefern. Es existieren drei Arten von Vampirfledermäusen, die sich vom Blut anderer Tiere ernähren, am bekanntesten ist der Gemeine Vampir, *Desmodus rotundus*. Alle drei leben in Nord- und Mittelamerika und fallen theoretisch auch den

Menschen an. Und weil sie dabei Krankheiten übertragen können, sind sie potenziell nicht ganz ungefährlich. Man geht davon aus, dass eine Genmutation ein gerinnungshemmendes Enzym im Speichel der Tiere entstehen ließ, das das Blut ihrer Opfer stark und lange aus der Wunde strömen lässt. Zuerst haben sich die Fledermäuse wohl von Vogelblut ernährt, Säugetiere kamen später dazu.

Bei der Vampirfledermaus ist aber nicht die Natur das Vorbild für den Mythos, sondern umgekehrt. Der Vampir-Mythos ist uralte, im Volksgut einiger Balkanländer tief verwurzelt und bestand lange vor der wissenschaftlichen Benennung der Fledermäuse. Ursprünglich war der Vampir auch gar nicht in erster Linie ein Blutsauger, sondern schlicht ein Untoter. Das Element, dass er sich vom Blut von Menschen (vorzugsweise zarter, hübscher Frauen) ernährt, kam erst später hinzu.

sucht, wie die Probanden nach einer Oxytocingabe auf Bilder reagieren oder bestimmte Aufgaben lösen. Heinrichs betont jedoch nachdrücklich, dass solche Ergebnisse immer mit Vorsicht betrachtet werden müssten – schon allein, weil das Oxytocin vor allem im Gehirn entsteht und wirkt, aber dort nicht direkt gemessen werden kann. Besonders interessant scheint der Zusammenhang des Oxytocins mit psychischen Störungen wie etwa Autismus zu sein. So konnten Veränderungen der Gensequenz des Oxytocinrezeptors nachgewiesen werden, die offenbar mit sozialen Verhaltensstörungen zusammenhängen. Aktuell laufen nicht nur in Freiburg, sondern weltweit zahlreiche klinische Studien an Patienten mit schweren sozialen Defiziten. Aber, so Heinrichs, „Stand heute gibt es noch keine abschließenden Empfehlungen zur therapeutischen Anwendung.“

Immerhin hat die neue Sicht auf das Oxytocin das Bild gerundet: Seine biologische und seine psychische Wirkung ergänzen einander. Beim Stillen etwa bewirkt das Oxytocin, dass überhaupt Milch fließen kann – aber es sorgt auch für die oft beschriebene Innigkeit, das berühmte „Einssein“, bei dem Mutter und Kind alles um sich herum vergessen, weil sich tatsächlich ihre ganze Wahrnehmung verändert.

Sehr erhellend in dieser Hinsicht waren Experimente mit Ratten. Dort konnte man nachweisen, dass das Oxytocin sowohl im Gehirn als auch im Körper vorhanden sein muss, damit die Mütter ihre Jungen säugen können. War es nur im Körper vorhanden, produzierte der zwar Milch, aber die Mütter kümmerten sich nicht um die Jungen. Wirkte es nur im Gehirn, dann wollten die Mütter zwar die Jungen säugen, aber es kam keine Milch.

Wie ist aber nun das Küssen entstanden? Die Wissenschaft ist sich nicht sicher, warum wir küssen. Schon zu der Frage, wie verbreitet es überhaupt auf der Welt ist, gibt es unterschiedliche Ansichten. Lange Zeit hieß es, dass etwa 90 Prozent aller Kulturen küssen. Das scheint nicht zu stimmen. Eine neue, sehr ausführliche Studie von Justin Garcia vom renommierten Kinsey Institut in Bloomington, USA, kam zu dem Ergebnis, dass nur etwa 40 Prozent der Ethnien auf der Welt das Küssen mit den Lippen überhaupt praktizieren. Es kann sich also nicht um einen Vorgang handeln, der für das Fortbestehen der

Art notwendig ist. Auch wenn wir den Kuss als unverzichtbaren Teil der körperlichen Liebe sehen – andere sehen es nicht so.

Dennoch ist die wahrscheinlichste evolutionäre Erklärung die, dass der erotische Kuss deshalb einen Sinn ergibt, weil er die Wahrscheinlichkeit einer sexuellen Begegnung und somit die Reproduktionsrate erhöht. Der Kuss als Vorspiel also. Schon die Lippen



sind ja ein Signal, das auf die sexuelle – und somit reproduktive – Komponente des Küssens hinweist. Denn Rote Lippen sind ein Zeichen für gute Durchblutung, gute Gesundheit und somit gute Gene und wirken deshalb attraktiv.

„Rote Lippen soll man küssen“, wusste in den 60er Jahren der Schlagerbarde

Cliff Richard zu empfehlen; schon in der Antike haben Frauen deshalb die Form und Farbe ihrer Lippen verstärkt. Das Rot wiederum war von der Evolution bereits seit längerem als positiv wirkendes Signal codiert, etwa mittels roter Früchte.

Darüber hinaus halten manche Forscher, auch der Bonner Neurobiologe Hurlemann, es für möglich, dass das Küssen zumindest teilweise mit dem Saugen des Säuglings an der Mutterbrust zusammenhängt – eine Ansicht, die bereits auf Freud zurückgeht. Der Mund ist aus Sicht des Säuglings der lebensnotwendigste Körperteil überhaupt, von dort kommt >

Rote Lippen soll man küssen? Aber sicher! Die Farbe rot ist in der Natur positiv besetzt, steht sie doch für gute Durchblutung und damit Gesundheit und Vitalität

Geht der Kuss auf das Saugen an der Mutterbrust zurück? Oder ist die Geste, die sogar Primaten verwenden, aus der Mund-zu-Mund-Fütterung entstanden, die bei vielen Tierarten Teil der Brutpflege ist?





Manche Tiere schlecken sich gegenseitig die Mäuler, andere beschnuppern sich an den Genitalien, um die Paarungsbereitschaft zu erkennen. Beides gilt als mögliche Vorform des menschlichen Kusses

alles, Nahrung, Zuwendung, Wärme, und dieser Instinkt wird beibehalten. Zwar verweisen andere zu Recht darauf, dass zwischen Säugling und Mutter ja keine sexuelle Beziehung bestehe. Aber wenn man sich die vielschichtige Rolle des Oxytocins vergegenwärtigt, ist der Zusammenhang nicht mehr so abwegig.

Eine andere Theorie führt den Ursprung des Küssens darauf zurück, dass die Menschen in der Urhorde vertraute Personen am Geruch erkennen wollten. Der Ursprung dieses Verhaltens wäre dann wiederum noch viel älter, nämlich das gegenseitige Schnuppern an den Genitalien. Und nicht umsonst

sagt man auch metaphorisch immer noch, dass man sich erstmal „beschnuppern“ muss, um zu sehen, ob man zueinander passt. Ein weiterer Erklärungsansatz geht auf den Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt zurück: Das Küssen, erklärte er, sei ein Relikt der Fütterung des Babys durch die Mutter, eine Art Erinnerung daran, dass sie ihm die Nahrung vorkaut. Dieses Verhalten ist bei manchen Tierarten und Völkern (und war früher, vor dem Aufkommen vorbereiteter Babynahrung, auch bei uns) weit verbreitet.

»Viele Erklärungsversuche sind evolutionsbiologisches Geschichtenerzählen«

Karl Grammer, Verhaltensforscher und Evolutionsbiologe

Doch die monokausalen Herleitungen greifen mit Sicherheit zu kurz. Diese Erklärungsversuche, sagt der österreichische Verhaltensforscher Karl Grammer, seien im Grunde „evolutionsbiologisches Geschichtenerzählen“. Grammer, der vor einigen Jahren damit Furore machte, dass er die Anziehungskraft der Pheromone erforschte, hat aber auch gut reden, denn er ist inzwischen emeritiert und muss nichts mehr beweisen.

So ist denn die einfachste und zugleich umfassendste Erklärung die: Küssen ist etwas Intimes. Man tut es aus bestimmten Gründen, mit bestimmten Absichten und in bestimmten Situationen, und diese Umstände können zu einem gewissen Grad variieren. Oder, um wieder mit Karl Grammer zu sprechen: „Es macht halt einfach Spaß.“ Aber eine wissenschaftliche Erklärung ist das natürlich nicht. ■